aus dem Harz hierher versetzt) ist es möglich gewesen, das Thier zu erlegen. Großvater hat natürlich auch sein Heil versucht, unter der knorrigen Eiche oben auf dem Berge Posto gefaßt und des Thieres gewartet, das da kommen soll; und richtig, nach 12 Uhr ist ein außergewöhnlich großes Reh gekommen, langsam, geheimnißvoll, ja fast feierlich, auf der Erde alles beschnüffelnd; der Hund hat nicht angeschlagen, sondern sich winselnd hinter Großvater gestellt, und der selbst hat wie gebannt auf seinem Fleck gestanden, ohne sich rühren zu können, und hat sich müssen ruhig beschnobbern lassen. Und so ist es ihm ergangen, wie all' seinen Vorgängern.

Ob wohl Vater Thiele heute noch umgeht? oder ob ihm die civilisirte Haide nicht so gefällt wie seine Urwald-Haide? Ich glaube fast das Letztere und denke mir, er hat sich gewiß still und ergeben in sein enges Landgut zurückgezogen. Ruhe seiner Asche!

Mit freundlichen Grüßen an Sie und die liebe Tante zeichnet Ihre Nichte Ar. Gr."

NB. Vielleicht findet sich einmal ein Unternehmer, der die versunkene Waldschänke wieder auferstehen läßt. Haus und Ausstattung im Stil der guten alten Zeit, die Vorgeschichte im Interesse der Unternehmung tüchtig aufgebauscht — und ich glaube, es würde gar kein schlechtes Geschäft geben.

Thiele's Ruhe

müßte sie heißen, und ich glaube, Vater Thiele würde vor Freude nochmals wiederkehren, um das Schutzpatronat seiner geliebten Schänke selbst zu übernehmen.

Lustige Ecke.

* **Modern.** Die Gnädige sitzt im Salon und spielt eine Stelle aus dem Klavierauszug des „Parsival". Plötzlich tritt die Köchin ein: „Gnädige Frau, Sie fassen dieses Motiv falsch auf; gestatten Sie mir, daß ich es Ihnen vorspiele!"

* * *

* **Frech.** Lehrer: Man hat mir gesagt, Du wärst ein ungezogener Junge, Karl! — Karl: Na, da sollten Sie mur mal hören, was mein Papa und meine Mama über Sie sagen!

* * *

* **Polizist und Leiermann.** Polizist: Wissen Sie nicht, daß hier das Spielen auf der Straße verboten ist? Sie müssen mich begleiten! — Leiermann: Mit dem größten Vergnügen! Was wollen Sie denn singen?

* * *

* **Keine Toiletten-Konversation.** „Ach, die armen Wilden", sagte Frau A., als sie in einer illustrirten Zeitschrift ein Bild mit einer Gruppe nackter Zulumeiber musterte; „nicht einen Faden Zeug haben sie auf dem Leibe. Ich möchte blos wissen, über was sich die armen Dinger den ganzen Tag unterhalten?"

* * *

* **Im physikalischen Kolleg.** Professor (in einem Vortrag über Galvanismus): Und was denken Sie, meine Herren, würde wohl geschehen, wenn Sie in einer Hand Gold, in der anderen Hand ein Stück Silber hätten? — Ein Hörer: Ich würde mich ganz kolossal freuen.

* * *

* **Uebertroffen.** Frau A.: Denken Sie, mein Sohn hat in diesem Jahr so viel Klavier gespielt, daß ihm zwei Finger gelähmt sind. Frau B.: Das ist noch gar nichts, mein Sohn hat so viel gespielt, daß zwei Klaviere gelähmt sind.

* * *

* **Guter Rath.** Gast: Heda, Kellner, der Braten ist gar nicht zu beißen, er ist vollständig ungenießbar. Rufen Sie mir einmal den Wirth! Kellner (leise zu ihm): Wissen Sie, der ist aber noch ungenießbarer.

* * *

* **Kennt das.** Vater: Was wünschest Du Dir, Mädchen, soll der Storch Dir ein Brüderchen oder ein Schwesterchen bringen. Max: Was kommt's da auf meinen Wunsch an? Und wenn ich mir gar keinen Familienzuwachs wünsche, der Storch bringt ihn doch gewohnheitsmäßig.

* * *

* **Kräftig parirt.** Junger lediger Schauspieler, am Tage vor Weihnachten in die Garderobe tretend, wo schon mehrere verheirathete Kollegen versammelt sind: „Ach, Kinder, für Euch ist solch ein Fest doch noch eine wahre Freude! Ihr habt Familie, seid verheirathet —" Alle: „Schlagt ihn todt, den Hund!"

* * *

* **Raiver Bescheid.** Fürst: Ist hier im Städtchen schon einmal eine Berühmtheit geboren worden? Bürgermeister: Nein, Ew. Durchlaucht, dazu ist aber unser Städtchen viel zu klein.

* * *

* **Bummlerpech.** Lude: Jemenet Pech! Wenn ich det Abends in de Kneipe jehe, is se so voll, det ick nich ein kann, un wenn ick Nachts wieder nach Muttern will, bin ick so voll, det ick nich 'raus kann.

* * *

* **Ganz einfach.** Richter: Angeklagter, wie kommen Sie dazu, gleich sechs Uhren auf einmal zu stehlen? Angeklagter: Herr Richter, weil meine Hand so groß ist.

* * *

* **Kindliche Drohung.** Karlchen: Meinetwegen, Mann und Frau wollen wir spielen, aber Dein Mann will ich nicht sein. — Tintchen: So, nicht mein Mann? Na, warte, dann werde ich Deine Schwiegermutter.

Knack-Mandeln.

Auflösung des 409. Preisräthsels: „Gastwirth".

(Erwähnt sei, daß eine zweite, auch wohl mögliche Lösung „Mannweib" zur Konkurrenz zugelassen worden ist.)

Richtige Lösungen gingen ein 33. Die Gesammtzahl der Einsendungen betrug 59. Das Räthsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Otto Fiebler, Fritz Holzhausen, Friedo Schwarze, Lothar, Minna Hillner, Gustav Beutler, Gustav Leitloff, Frieda Koch, M. Richter, Magnus Würker, Friedrich Richter, Carl Heuber, Fr. Ulemann, Mathilde Henze, E. Meyer, Otto Bense, Margarethe Goßrau, Martha Holzhausen, Luise Müller, L. Weber, Ernst Schulze, Marie Heuber, Rosa Utescher, Fr. Krüger, Frau J. Arndt, A. Jentzsch, Familie Baumgart;

von auswärts von: Frau Dir. Müller, Cröllwitz, Martha Linke, Giebichenstein, Eduard Kropnick, Friedrichsschwerz, Otto Dornbusch, Riemberg, Oskar Dietrich, Wernigerode, Ernst Löbe, Trotha.

Preis: Chiemgau-Novellen von W. Jensen, eleg. geb.

entfiel auf **Minna Hillner**, hier.

410. Preisräthsel.

Beim leck'n Mahl man sehen kann
Hinab mich rutschen durch die Kehle;
Doch ihener ist's. — Ein „d" häng' an,
Sprich dieses Wort getrennt alsdann
Und thu', was ich Dir so empfehle.

Preis: Grabbe's sämmtliche Werke, eleg. gebd.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" einzusenden. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Zeugen das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsquittung eingesandt haben, wollen bei wiederholten Einsendungen dies gefl. der Kontrole halber angeben.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; **V M H** die drei Spieler).

Bei einem Mustramsch erhält **M**, der Spieler in Mittelhand, 79 Augen auf folgende Karte, auf die er aufgedeckten Null gewonnen hätte:

bB, a10, 9, 8, 7; bK, D, 9, 8, 7.

Deutsch.

Französisch.

Pique-Bube, Treff-Zehn, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben,
Pique-König, Pique-Dame, Pique-Neun, Pique-Acht, Pique-Sieben.

V hat 37, H 51 Augen in der Karte. Das Spiel geht für M so ungünstig, daß er 8 Stiche nehmen muß, während H gar keinen bekommt und V nur 2 mit 28 Augen. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spieles?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 18.

Kartenvertheilung:

V. b, c, dB, a10, K, D, 7; b10, K; cA.
M. aA, 8; c10, K, D, 9, 8, 7; dD, 8.
H. aB; a9; bA, D, 9, 8, 7; dA, K, 9.
Skat: b10, 7.

Spiel:

1. V. bB, aA, aB (— 15). — 2. H. bA, bK, c10 (— 25).
3. H. bD, b10, a8 (— 13). — 4. M. cK, a9, cA (— 15)

Damit haben die Gegner 68 erreicht.

Verantwortlicher Redakteur Wilhelm Teske. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter
Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 20 Halle a. S., den 14. Mai 1899.

Der berühmte Mann.

Novellette von H. Conti.

(Autorisirte Uebersetzung von A. Friedheim.)

(Nachdruck verboten.)

I.

Der Abend kommt .... langsam verwischen sich die Umrisse, während die Sterne immer heller zu flimmern beginnen. Die Luft ist weich und mild. Unter den Bäumen der Promenade geht ein junges Paar auf und ab, die Hände ruhen ineinander, sie sehen sich zärtlich an und flüstern Liebesworte ....

Vom Balkon, auf dem der berühmte Chirurg Claude Scharlin steht, folgt er mit den Blicken dem Paar; aber als wenn ihm der Anblick weh thäte, gleitet ein melancholischer Ausdruck über sein Gesicht, die Stirn furcht sich, die Lippen ziehen sich schmerzlich zusammen und seine Augen starren, ohne zu sehen, geradeaus.

Ach! Niemals hat er geknnt, was sich da seinen Blicken darbietet, immer ist er allein gewesen! Nie hat eine treue Gefährtin die Hand in der seinen, mit ihm gleichen Schritt gehalten: denn der berühmte Claude Scharlin ist ein Stiefkind der Natur, er ist reich, ein wahrer Krösus, aber er ist verwachsen.

Zuerst war sein Leben eine Qual, später eine Kette ununterbrochener Arbeit. In seinem Heimathdorf war er das Unglückskind gewesen, denn er hatte seiner Mutter das Leben gekostet; der Kleine, der Schwächliche, hieß er bei den Brüdern, die ihn unfreundlich behandelten. Welches Glücksgefühl überkam ihn, als der Dorfgeistliche, bei dem er den ersten Unterricht gehabt, ihm eines Tages mittheilte, daß seine Arbeiten für gut befunden und er eine Freistelle in der Stadtschule erhalten solle. In seiner Kinderunschuld glaubte er, daß er nun nicht mehr allein, nicht mehr unverstanden sein würde.

Im Geist hatte er schon einen Kameraden, einen Freund, mit dem er Freud' und Leid theilen würde. Diese Illusion glich einer Seifenblase, die in nichts zerstiebt. Seine Kameraden waren Kinder reicher Leute, kräftige, frische Jungen, und er, er war arm, ein kleiner Bauer und buckligr; er wurde der Sündenbock, wie er es zu Haus auch gewesen. Wie oft schluchzte er des Nachts in seinem Bett und grub den Kopf tief in die Kissen, damit es nicht zu hören sei! O, das einsame Kind, einsam zwischen all den andern, den reichen, gesunden, glücklichen, die ihn neckten und verspotteten! Es war schrecklich! Ja, wenn er eine Mutter gehabt hätte, wenn er sich an die hätte anschmiegen können, wenn er ihre Arme schützend um sich gefühlt, wenn sie ihn zärtlich angesehen und liebkosend seinen Namen geflüstert hätte!

Nach neun Jahren der Qual war die Schulzeit vorbei. Claude war fast zwanzig; zwanzig Jahre! Die Zeit der Jugendkraft, wo das Herz anfängt zu begehren, wo der Verstand oft mit dem Herzen durchgeht. Aber für ihn, den Einsamen, beschränkte sich das auf Träumerei, er sehnte sich nach Liebe, nach einem Weib, das er lieb haben könne, das ihn verstehen mußte, mit dem er eins, und in diesem Gedanken vergaß er auf Augenblicke, wie einsam, wie allein er war.

Aber lange, lange lag dieses Sinnen, dieses Träumen schon hinter ihm, gehörte der Vergangenheit an. Claude ist jetzt 40 Jahr; ein ernster Mann, der sich keine Illusion macht. Mit seinem klaren Verstand und aller Energie hat er sich der Arbeit ergeben und sie sich als Trösterin gewählt. Aus dem Kampfe ist der kleine Bucklige, der Knabe aus dem Dorfe, als Sieger hervorgegangen. Er ist eine bekannte Person, er ist der erste Chirurg, und Auszeichnungen und Ehren werden ihm zu theil. Man flüstert sich seinen Namen zu, man sieht ihm nach ....

Und dann?

Liegt der Werth des Lebens in befriedigtem Ehrgeiz? Ja, gewiß! Seine Arbeiten, seine Entdeckungen, seine großartigen Operationen geben ihm geistige Befriedigung, wie sie nicht größer und schöner gedacht werden kann; aber auch der Geist ermüdet. Nur das Herz klopft immer weiter, erst als Gatte, dann als Vater, später als Ahne. Aber wozu braucht denn Claude Scharlin ein Herz?! .. Er ist ein großer, berühmter Mann, das kann ihm genügen. Einzelne Momente giebt es wohl auch für ihn, wo das Herz in seine Rechte tritt, wenn vielleicht am Bett des Kindes, dem er das Leben gerettet, die bewegte Mutter seine Hand an die Lippen führt und eine Thräne darauf fällt .... Wenn Dich der Anblick des Liebespaares da unten schmerzlich berührt, Du Dich einsam fühlst, Claude Scharlin, warum machst Du nicht Deine Folianten auf? Geh' zu ihnen und arbeite!

II.

„Nein, Herr Doktor, ich habe nicht den Muth, ich kann es ihr nicht sagen. O, ich bitte Sie, sagen Sie es ihr selbst. Ich kann nicht, ich könnte vor Thränen nicht sprechen .... mein armes Kind lahm! .... Sind Sie sicher, ganz sicher, daß sie verkrüppelt bleibt?"

„Leider nur zu sicher, gnädige Frau. Wie ich es Ihnen gesagt habe, die Amputation ist nicht mehr zu befürchten; aber nach der Operation, die ich gestern gemacht habe und die nothwendig war, bleibt Ihr Fräulein Tochter hüftlahm."

Das letzte Wort traf die arme Mutter wie ein Schlag und raubte ihr den letzten Hoffnungsschimmer, aber sie nahm sich zusammen, und äußerlich ruhig folgte sie dem Doktor Scharlin in das Krankenzimmer.

„Nun, mein Fräulein! Wie geht es uns denn heute?" rief er in freundlichem, ermunterndem Ton.

„Augenblicklich ganz erträglich, Herr Doktor, aber heute früh waren die Schmerzen wieder sehr arg .... ich habe recht ausgehalten", antwortete das junge Mädchen und versuchte zu lächeln.

„Nun, wir wollen 'mal sehen, wie es steht", meinte Scharlin und schlug die Decke zurück. Er löste vorsichtig den Verband, der das linke Bein umhüllte. Und dann mit aufmerksamem Blick, gespanntem Gesichtsausdruck und leichter Hand, prüfte er lange die Wunde .... „Hm! .... Hm! ...." machte er ernst und schüttelte den Kopf.

Als das junge Mädchen die Bewegung sah, richtete sich ihr Blick angstvoll fragend auf den Chirurgen. Er verstand die stumme Frage und sagte: „Ja, ja, es ist ernst!"

„Aber .... nicht wahr ...." kam es mühsam von den Lippen des jungen Mädchens, das ganz blaß geworden .... „Sie .... Sie .... nehmen es nicht ab?"

„O, nein! Nein, aber ...."

„.... Ich bleibe lahm? ...." ein Aufschluchzen, das sich nicht mehr niederzwingen ließ, kam von dem Fußende des Bettes, wo die Mutter stand.

Das junge Mädchen begriff, um was es sich handelte. Zwei große Thränen rollten langsam wie Thautropfen, die aus dem Kelch einer Blume fallen, die schmalen Wangen entlang.

„Mein armes Kind!" sagte die Mutter, nahm die Hand Luisens und neigte sich über sie, um sie auf die Stirne zu küssen und so ihre eigenen Thränen zu verbergen.

„Mama, gräme Dich nicht so, ich bitte Dich! .... Wenn

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990514068/fragment/page=0001

ich lahm bin, dann muß ich mich eben öfter auf Deinen Arm stützen und bin Dir somit ganz nahe."

Das wurde mit so viel Selbstverleugnung aus so tiefem kindlichen Empfinden, mit so viel Zärtlichkeit gesagt, daß Scharlin davon tief ergriffen wurde. Welch' welches Gemüth, wieviel Selbstlosigkeit mußte das junge Mädchen besitzen, und wieviel Seelenstärke dazu kommen, um so das eigene Leid über dem Kummer der Mutter zu vergessen!

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille im Zimmer, weder Mutter noch Tochter hätten ein Wort hervorbringen können, ohne in Thränen auszubrechen. Scharlin war ganz bewegt . . . . . Endlich stand er auf, trat auf die Mutter zu, um sich zu verabschieden:

„Gnädige Frau, meine Aufsicht ist nun nicht mehr nöthig! Aber wenn Sie es erlauben, werde ich mich dann und wann nach dem Befinden von Ihrem Fräulein Tochter erkundigen."

Und als Frau Baren, die Worte anders auffassend, mit der Antwort zögerte, da sie erschreckt an das hohe Honorar für die Besuche dachte, fuhr Scharlin fort:

„O, gnädige Frau, ich bitte als Freund um die Erlaubniß; der Arzt hat genug Schmerzen verursacht."

III.

Und es dauerte nicht lange, da kam Claude Scharlin wieder! Gleich am dritten Tage erkundigte er sich nach dem Befinden; nach abermals drei Tagen war er wieder da; dann kam er einen Tag um den anderen und schließlich jeden Tag so um die Dämmerstunde . . . . freundlich lächelnd kam er ins Zimmer und sagte:

„Nun, das ist schön, heute sehen Sie ja ganz gut aus!" Und damit ging er ans Bett der Patientin, fühlte den Puls, sah nach dem Verband, sprach ein gütiges, ermuthigendes Wort und setzte sich dann in einen tiefen Lehnstuhl vor eine Tasse heißen Thees.

Und dann . . . . ja, dann verschwand der Arzt . . . . da saß kein berühmter Chirurg, sondern ein kleiner Mann mit offenem, freundlichen Gesicht, dessen Züge von Geist wie durchleuchtet waren, und der fröhlich plauderte.

Und jedesmal nach solch anregender Unterhaltung, wenn Scharlin so recht in Zug gekommen, dann hob Frau Baren die Augen von ihrer Stickerei und sagte mit leisem Lächeln: „Sie hätten einen guten Kanzelredner abgegeben."

Er lächelte . . . . Luise lächelte . . . . ein Moment des Schweigens . . . . Alle waren glücklich . . . . dann kam vom Lager der Rekonvalescentin irgend ein Wort, eine Ansicht, eine Frage . . . . Sie war eine ernst angelegte Natur, gescheit, und schwatzte nicht ins Blaue hinein, um zu reden. Ihr Blick richtete sich gerade und klar auf die Person, mit der sie sich unterhielt. O ja, sie war eine Elite-Natur, wie Claude es geahnt: selbstlos, mit wahrer Herzensgüte und fröhlichem, reinem Kindergemüth.

Bis neun Uhr, manchmal auch noch später wurde geplaudert, sie fühlten sich alle drei so wohl, so friedlich, gaben sich alle drei so wie sie waren in diesem Zusammensein, ohne Schein, so wie sie waren . . . . Wie sie waren ist vielleicht etwas zu viel gesagt, denn der Doktor gab sich nicht ganz wie er war. Er trug ein großes Geheimniß mit sich herum . . . . das ihn schwer bedrückte . . . . Er liebte, er liebte, der große, arme Mann, liebte wie der Jüngste so heiß und innig. Wenn er des Abends in seinem Coupé heimfuhr, dann träumte er vor sich hin, gerade wie damals mit zwanzig Jahren, und sah deutlich vor sich eine weiße, von braunen Haaren umrahmte Stirn, ein feines Näschen, einen frischen, rosigen, kleinen Mund, bei dem man, wenn die Lippen sich zum Lächeln öffneten, kleine weiße Zähne sehen konnte, und vor allem deutlich sah er zwei klare, schöne Augen, die ihn freundlich ansahen . . .

IV.

„Herr Scharlin! . . . . Sie! Doktor! . . . . Sie! . . . . Luise! . . . . Sie bitten um ihre Hand . . . . jetzt, wo sie fürs Leben verkrüppelt bleibt!"

Und Frau Baren war durch diese Frage Scharlins so überrascht, so benommen, daß sie vollständig sein Gebrechen vergaß, nicht an den reichen Mann dachte, sondern nur den berühmten Chirurgen vor sich sah, dessen Freundschaft sie ehrte . . . . und der große Mann hielt um ihre Tochter an . . . . ihr armes, Kind!

Aber dieses Gefühl dauerte nur Sekunden. Allerhand Erinnerungen tauchten auf, tausend kleine Zeichen dieser so plötzlich gestandenen Liebe, und der große Mann verschwand . . . . sie hatte nur noch den Freund vor sich, den liebenswürdigen, bescheidenen Gast, den sie in wenigen Wochen intimeren Verkehrs lieben und schätzen gelernt hatte, und mit ihm sprach sie erst offen und frei über ihr Kind, das sie nicht in seiner Wahl beeinflussen wollte, und dann über ihr Leben, über ihre Privatverhältnisse . . . sie war arm. Sie war die Wittwe eines Offiziers, der im Krieg gefallen. Luise hatte einen Beruf ergreifen müssen, sie war Malerin, Porzellanmalerin . . . . sie lebten nicht in der Welt, hatten sich von allem zurückgezogen.

Aber was machte das alles für Claude aus! Vermögen? Verdiente er nicht soviel er wollte?! Körperliches Gebrechen? Er war dankbar dafür! Hätte er ohne dasselbe je daran denken können, Luise zur Frau zu begehren, er, der ein Stiefkind der Natur, ein Einsamer war? . . . . Diese materiellen Fragen über Geld und Stellung kümmerten ihn wenig! Aber an sein körperliches Gebrechen dachte er, und mit angstvollem Bangen wartete er auf den Moment, da Frau Baren ihm vielleicht davon sprechen würde . . . . Würde sie eine Andeutung machen? . . . . darauf hinweisen . . . . Mit seinem Taktgefühl sagte sie kein Wort davon, und der Chirurg Scharlin ging, nachdem sie ihm versprochen, Luise gleich nach ihrer Heimkehr — denn seit einer Woche konnte sie wieder ausgehen — von seinem Antrag Mittheilung zu machen, und ihn freundlich aufgefordert hatte, am nächsten Abend zu ihnen zu kommen.

Einen ganzen Tag Wartezeit nach diesem Besuch! Das heißt eine Ewigkeit für den, der auf die Entscheidung über sein Glück harrt. Die Gedanken schwirrten nur so in Scharlins Kopf, trotz all seiner Gelehrsamkeit, all seines Wissens, all seiner Berühmtheit! Schlaflos verbrachte er die Nacht und schmiedete bald rosige Zukunftsbilder, bald wieder schien ihm die Verwirklichung seines Wunsches als Unmöglichkeit. Ein Lächeln bei dieser oder jener Gelegenheit, ein Blick bei einer andern, ein Händedruck, der einst länger gedauert . . . . all die tausend Kleinigkeiten, sie kamen ihm in die Erinnerung und schienen ihm gute Zeichen . . . und dann kam wieder der Zweifel, und all die eben aufgebauten Hoffnungen fielen wieder zusammen.

Und am nächsten Abend stieg Scharlin die Treppe zu Frau Baren hinauf. Sein Herz klopfte zum Zerspringen, die Füße trugen ihn kaum, immer schleppender wurde sein Gang. Endlich vor der Thür angelangt, seufzte er zwei-, dreimal schwer auf . . . wischte sich die Stirn, auf der große Schweißperlen standen, und klingelte endlich . . . . Es wurde aufgemacht . . . aber ein Zittern überlief ihn . . . . „Sie" war da, stand vor ihm, hielt ihm die Hand entgegen . . . er ergriff dieselbe, behielt sie in der seinigen ihre Augen fanden sich . . . er sagte leise: „Liebe Luise!"

Ebenso leise kam die Antwort:

„Lieber Claude . . ."

Und während Sekunden standen sie so Hand in Hand, Auge in Auge, ohne sich zu rühren, und nur ein glückliches Lächeln auf beiden Gesichtern gab jedem die Antwort, die er begehrt.

Im Mai.

Von Georg Paulsen.

(Nachdruck verboten.)

Der Gendarm war säbelklirrend vorübergeritten. Die junge Marja hatte unter der Hüttenthür gestanden und den Holzeimer gescheuert, daß er weiß aussah, wie frischgefallener Schnee. „Wo ist Dein Mann?" hatte der Gendarm gefragt. — „In der Grube, bei den Anderen!" lachte die junge Frau, „wo sollte er sonst wohl sein!" — „In der Grube ist's still, die Leute feiern", antwortete der Mann auf dem Pferde. — „Jesus, Maria und Joseph!" schrie Marja auf. „Und morgen wollt' ich in die Stadt, von dem Geld, das der Laska heute nach Hause bringt, das und das zu kaufen." — „Der Laska ist ein braver Bursch, hat mich doch mal vor den Kerlen da drüben versteckt", sagte der Gendarm, „aber ob er heute Geld mitbringt, das weiß ich nicht. Marja, halt' den Laska zu Haus, die Soldaten kommen in einer Stunde; sollte mir leid sein, wenn er ihnen in den Weg käme."

Damit ritt der Gendarm fort, den gespannten Revolver in der Hand. Die Marja zitterte. Erst ein Jahr kaum war sie verheirathet, der Laska und sie hatten lang gewartet und lang gespart. 's Heirathen kost't Geld! Die Mutter hat's gesagt. Und darin in der Stub schlummerte auch schon ein kleiner Laska, für den Marja in der Stadt allerlei hatt' kaufen wollen.

Und nun, wo sie ganz gewiß sich Alles ausgerechnet hatte, sollte der Laska kein Geld mit nach Haus bringen? Hatt' er's nicht jedesmal gethan, und was gingen ihn die Andern an? Er war doch sein selbst. Mit einem Male ward sie blaß: Da war vor zwei Wochen ein unruhiger Gesell aus dem goldenen Prag in diesen abgelegenen Erdwinkel gekommen, hatt' viel getrunken und noch mehr gesprochen, und auch der Laska hatte von dem gemeint: Der verstünd' mehr als Brotessen.

Wenn der Laska so geworden wär', daß er mehr auf andere Leut' hört, als auf sein eigen Weib, dann schlug sie ihm die Thür vor der Nase zu und machte sie nicht wieder auf, bis er Besserung gelobt. Freilich, die anderen Weiber sollten das auch schon versucht haben; aber sie hatten's nicht zum zweiten Male probirt, die Männer hatten sie zu sehr geschlagen. Da ließen sie es denn gehen, wie es gehen wollte. Aber sie, die Marja, setzt's durch.

Sie schaute durch die mit dem ersten Grün ausgeputzten Sträucher den Weg hinab. Da jauchzte sie auf! Was hatte sie gesagt? Der Laska war nicht wie die anderen. Der kam nach Haus.

Ja, er kam. Aber er war doch nicht ganz, wie sonst. Alle Augenblicke faßte er mit den Fingern an seinen Kockkragen, als ob ihm der zu eng sei. Und auch roth sah er aus im Gesicht. Aber er küßte die Marja, wie sonst!

„Laska!" sagte sie freundlich, „hast Du die Gulden für den Einkauf morgen?" Er nickte. Da hielt sie die Hand auf. Er zählte: eins, zwei drei . . . Da stockte er.

„Du, Laska, die anderen gieb auch!" — „Die, die . . ." — „Hast sie doch nicht verloren?" Er schluckte und schnaufte. Dann schüttelte er den Kopf. Wie konnte man von ihm, vom Grunde Laska denken, daß er Guldenstücke verloren haben könnte?

„Dann gieb sie her!" — Na, er wär doch kein Schulbub' mehr, daß er keinen Gulden mal in der Tasche behalten könnte, und was sie sich dächte, und was er wäre, und was er könnte! Die Marja ward blaß; aber sie sah ihn mit ihren großen, grauen Augen durch und durch!

„Hab' sie dem Kolja geliehen!" platzte da der Laska heraus.

„Dem Lump!" schrie Marja in hellem Zorn. Kolja war der tolle Kerl, der aus Prag hergekommen war. „Oho! Kolja sei ein Kerl, der den Kopf auf dem rechten Fleck habe, und die Faust auch und — —"

„Ein Spitzbub', ein Herumtreiber, ein Leinewerber ist er!" schrie die Marja außer sich. „Gleich gehst hin und läßt Dir die Gulden wieder geben!"

„Nein!" brüllte der Laska. „Bin kein Schulbub'!" — „Aber mein Mann bist', Du Leichtsinn!" trumpfte die Marja auf. „Gehst Du!" Und damit hob sie den schweren, hölzernen Thürriegel drohend. „Kein Wort! Du gehst!"

Und der Laska schlich davon, wirklich, ohne ein Wort zu erwidern. Nicht einmal um sah er sich.

„Der ist kurirt!" lachte die Marja grimmig und ging in's Haus.

Der Laska schlich dahin! Ihn hatt's selbst schon gereut, daß er dem Kolja das Geld gegeben. Wenigstens wollt' er zusehen, ob er das Geld wieder bekommen könnt'. Da hörte er Pferdegetrappel von vorn, der Gendarm war's. „He, Laska!" Er hielt an. „Du, bleib' zu Haus, die Soldaten kommen bald. Die Kerle aus den Gruben werden bald merken, daß sie es nicht so machen können, wie sie wollen".

„Wir haben nichts gemacht", sagte Laska mürrisch. — „Aber drüben die! Und der Kolja und die Anderen hetzen schon! Sie wollen Thüren und Fenster einschlagen und Geld nehmen, wo sie können!"

„Geld können wir auch gebrauchen!" lachte Laska. Was da! Der jüdische Gastwirth im Ort und der und der, die hatten genug. Wenn es die Andern nehmen, was soll' er wegbleiben?

„Du bist mein Arrestant, Laska!" rief der Gendarm, mehr in guter Meinung, den Aufgeregten zurückzuhalten, als ihn zu verhaften.

Dem Manne stieg das Blut zu Kopf. Bevor der Gendarm es sich versah, war Laska mit Katzenbehendigkeit auf ihn zugesprungen, hatte ihm den Revolver entrissen und lief davon. Der Beamte war sprachlos. Aber als er die Verfolgung aufnahm, war es zu spät.

In dem Grubenort ging es bunt zu. Die Branntweinsäufer in der Schänke waren angeschlagen, der Kolja hielt wüthende Reden, und Laska empfing gleich ein gewaltiges Schnapsglas. „Du mußt mir mein Geld wiedergeben, Kolja!" rief er aber doch. Da gab es ein Höhnen und Schreien. Und am Ende schrie Laska selbst mit. Aber der schwarze Kolja betrachtete ihn finster.

Ein wahrer Herzensjabbath schien zu beginnen; man schlug im Hause entzwei, was nicht niet- und nagelfest war. Da erklangen Signalhörner; eine Kompagnie Jäger rückte an.

„Ich kann auch schießen!" lärmte Laska, seinen Revolver zeigend. „Laska kann schießen?" brüllte der betrunkene Haufe. Man hatte auch noch Waffen im Keller gefunden, dann riß man das Straßenpflaster auf. Wenn die Jäger nur erst da waren.

Sie waren nur zu schnell da. Der wüste Haufe war im Nu zersprengt, eine einzige Salve trieb ihn auseinander. Am Boden lag auch Laska, schwer verwundet. Er erkannte aber doch noch, wie der tolle Kolja sich gegen seine Verhaftung wehrte. „Der da war der Anführer!" schrie er zeige, auf Laska deutend.

Der schwer Verwundete richtete sich mühsam halb empor; er hörte Kolja's Schmähung und seines Winseln. „Marja hat Recht!" stöhnte er. „Lump Du! mein Geld!" schrie er aus letzter Kraft.

Kolja lachte höhnisch, er hatte Aussicht auf Entwischen. „Canaille", brüllte Laska, krampfhaft hob er den Revolver, blitzschnell, ehe Jemand ihn ergreifen konnte, knallte der Schuß, Kolja stürzte vornüber!

„St, St, Püppchen!" summte Marja in der Hütte, „schlaf, Kindchen, schlaf ein!"

Vom Trinkcomment.

Bei der am 3. Mai in Bonn erfolgten Immatrikulation hielt der Rektor Geheimrath Koester eine sehr dankenswerthe Ansprache über Trinken und Trinkcomment. Es kann uns Alten nicht gleichgültig sein, führte er aus, was aus unserer Jugend zu werden verspricht. Es ist die Sorge um die Zukunft, welche einem Rektor das Recht und die Pflicht verleiht, rathend und mahnend Sie bei Ihrem Eintritt in das oder der Fortsetzung in dem akademischen Leben zu begrüßen. Bei gleicher Gelegenheit wie der heutigen habe ich schon den deutschen Studenten in Schutz genommen gegen den Vorwurf, daß seine Sitten verroht seien. Ich nehme es nicht zurück, nachdem neue Angstschreie ausgestoßen sind über die Trunksitten unserer Studenten, aus denen man die Gefahr einer völligen Entartung der sogenannten gebildeten Stände befürchten zu müssen glaubt. Der Saufcomment ist nicht von den Studenten erfunden worden. Die Deutschen soffen, das müssen wir als historische Thatsache hinnehmen, schon nach Regeln, bevor es Tacitus gemerkt hat. Aber die Thatsache, daß das deutsche Volk, trotzdem es das Trinken zum Kultus gemacht hat, doch immer noch thatkräftig und denkfähig geblieben ist, sagt uns doch, daß der Kultus oder der Comment an sich doch nicht beschuldigt werden darf für die moralische, geistige und körperliche Entartung, welche aus den Zuchthäusern und Irrenanstalten herausschreit. Nach meinen persönlichen, recht traurigen Erfahrungen ist ein großer Theil von Studenten, welcher durch das Saufen völlig verkommen ist, nicht das Opfer des Saufcomments, sondern ist ohne alle Regeln durch Suff nach eigener Wahl und Qual zu Grunde gegangen. Gegen Regelung des Trinkens im geselligen frohen Kreise läßt sich nichts einwenden, es müßte denn sein, daß man fanatischer Weise den Genuß geistiger Getränke an sich verdammt. In den Trinkregeln steckt auch Zauber und Reiz, wie in den Regeln der Poesie, der Musik und der bildenden Künste. Und wie in der Poesie der Rhythmus und die Gliederung, die Metrik dem trägen sprachlichen Wortschatz Gefügigkeit und Beweglichkeit verleiht, kann auch in der Metrik des Trinkens Fluß und Bewegung, eine geistige Mobilmachung in das gesellige Leben der Kneipe, auf welches die Studenten angewiesen sind, hineintragen. Aber Metrik ist die Kunst des Maßhaltens, nicht die Zucht der Maßlosigkeit. An diesem Punkte setzt die Kritik ein. In den letzten Jahrzehnten ist ein Biercomment ausgestattet und für viele studentische Verbindungen als obligates Gesetzbuch gedruckt worden, der eine solche Fülle von unsäthigem Zwang ohne Sinn und Verstand, ohne Witz und Humor enthält, daß er ein Produkt des reinen Blödsinns erscheint und nicht einmal in der Laune des Rausches entstanden sein kann. Es ist kaum begreiflich, daß der Student, der so stolz und eifersüchtig auf seine akademische Freiheit ist, sich zum Sklaven eines solchen sinn- und inhaltslosen Saufzwanges machen läßt. Nicht blos seine Standesehre, die er sich sonst nicht leicht von einem Anderen antasten läßt, giebt er preis, seine leibliche und geistige Gesundheit opfert er geschmacklosen Formen, die ihm selbst den Geschmack am Trinken verderben. Und das nur aus Renommisterei! Sie haben das Recht, sich Ihr Leben und vor Allem Ihr Kneipleben zu verschönen durch Formen und Verzierungen, die Ihrem eigenen Geist und Witz entsprungen sind und den Frohsinn erhöhen und regeln. Aber regeln heißt auch zweckmäßig machen. Zweckmäßig ist das Trinken zur Belebung und Erfrischung des Organismus, es erweitert Herz und Sinn. Und zweckmäßig ist es, wenn es zur Erheiterung und Gesundung des gesellschaftlichen Organismus beiträgt. Aber zweckmäßig ist es nicht mehr, wenn es durch Zwangsmaßregeln das Kneipleben zu einer rohen Saufschlacht gestaltet, aus welcher die Fäcke als „Bierleichen" herausgetragen werden und allabendlich der biersichere Fuchsmajor als Siegesheld hervorgeht, um wegen seiner Tyrannei von den Burschen belobt oder nur noch bestallt zu werden. Ich weiß, meine Herren, daß viele Korporationen den wüsten Saufzwang nie eingeführt hatten, und daß einige, die Abgeschmacktheit desselben einsehend, ihn in den letzten Jahren wieder abgeschafft haben. Möge das gute Beispiel allseitige Nachahmung finden. Unsere Nation braucht Männer, keine Biergreise.

Der Kellerberg in der Dölauer Haide.

Ein alter Hallenser, jetzt in Cöthen wohnhaft, hatte den Briefkasten-Onkel um Aufschluß ersucht, welchem Zwecke wohl ehemals der im Kellerberge in der Dölauer Haide befindliche, aus Backsteinen gewölbte höhlenartige Einbau (Keller) gedient habe. Der Onkel wandte sich um Auskunft an seine Nichten und Neffen, um aus deren Kreisen Näheres zu erfahren.

Jetzt erhielt er von einer seiner liebenswürdigen Nichten, welche sich „Nr. Gr." unterzeichnet, eine Zuschrift, welche nicht nur für den Fragesteller, sondern auch für alle Hallenser von großem Interesse sein dürfte, da sie geeignet erscheinen einen beachtenswerthen Beitrag liefert zu all' den Sagen und Märchen, die sich an jenen Berg knüpfen. Der Onkel sagt der verehrlichen Nichte, die, nach der Schrift zu urtheilen, bereits bei Jahren ist und darum, auf Grund ihrer Jugenderinnerungen sicherlich noch am besten informirt ist, herzlichsten Dank für die übermittelten Aufklärungen. Die liebe Nichte schreibt:

„Lieber Onkel!

Als Enkelin eines früheren Försters aus der Haide, will ich Ihnen auf Ihre Umfrage wegen des Kellerberges mittheilen, wie ich es von Mütterchen weiß: Auf dem Berge selbst hat in früheren Jahren ein Haus gestanden (der Füllmund ist ja jetzt noch zu sehen, und kann ich mich aus meiner Jugend noch vielen Gemäuers entsinnen, was darum gestanden, aber mit der Zeit vollends zerbröckelt ist). Dieses Gehöft ist in alter Zeit die Amtswohnung der damaligen Förster gewesen, die zugleich das Recht der Schankwirthschaft besaßen, um dem müden Wanderer Erholung und Erquickung bieten zu können, daher der große Keller, der sich bis jetzt erhalten hat.

Der letzte Bewohner des Gehöftes, Vater Thiele, hat so mit jeder Faser seines Seins an seiner Haide und Wohnung gehangen, daß er hat gar nicht sterben können und auch nicht sterben wollte, und auf alles Zureden war er nicht zu bewegen, aus dem zerfallenden Hause zu gehen. Der Tod hat ihn aber doch geholt als ganz uralten Mann. Seine Sehnsucht nach der Haide aber hat über das Grab gereicht, und so ist er allnächtlich gekommen, als Rehbock verwandelt, hat einen Rundgang um den Berg gemacht, dann den Berg hinauf, durch die Ruine und ist dann im Dickicht verschwunden.

Keinem Jäger vor Großvater (der ist Ende vorigen Jahrhunderts

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-18990514068/fragment/page=0002